



Я люблю Россию – Begegnungen mit der russischen Psychoanalyse

Markus Fähr (Zürich)

Und diese wahren Russen sind alle wie Menschen, die einem in der Dämmerung sagen, was die anderen im Lichte leugnen.
(Rainer Maria Rilke in einem Brief an Jelena Woronina, 18. Mai 1899)

Zusammenfassung: Der Autor beschreibt seine Erfahrungen und Eindrücke aus den Begegnungen mit der Psychoanalyse in Russland in den letzten vierzehn Jahren, als Lehranalytiker, Supervisor, Seminarleiter, Referent, Kollege und Reisender. Die Erfahrungen werden psychoanalytisch reflektiert. Insbesondere wird dem Thema der kulturellen Differenz zwischen west- und osteuropäischer Psychoanalyse und der interkulturellen Kommunikation zwischen russischer und westeuropäischer Kultur nachgegangen, und es wird anhand von Beispielen die Frage der gegenseitigen unbewussten Übertragungen thematisiert.

Schlüsselwörter: Psychoanalyse, Russland, Übertragung, Kultur, Differenz

Moskau, Juli 2001

Als Delegierter des Schweizer Psychotherapeutenverbandes (heute ASP) besuche ich die Konferenz des Dachverbandes, der European Association for Psychotherapy (EAP), die zum ersten Mal in Moskau stattfindet. Frühmorgens um drei landet mein Flieger auf dem Flughafen Scheremetjewo, ich verstehe noch kein Wort Russisch und bin des kyrillischen Alphabets nicht mächtig. Die Ankunftshalle ist zum Bersten voll. Ich sehe in einen Wald von Gesichtern, die mir mehrheitlich asiatisch vorkommen. Man hat mir geschrieben, ich würde abgeholt. Ich stehe fünf lange Minuten verloren herum, verwirrt vom Lärm und der Intensität. Ein junger Mann bahnt sich den Weg zu mir, hält ein Schild mit meinem Namen hoch. Sdrastwitje, minja sawut Sergey, sagt er, packt meinen Koffer und lotst mich zum Ausgang. Dann folgt eine 40-minütige Fahrt durch die Nacht. Beide schwei-

gen. Er hält vor einem Wachhäuschen, davor ein Mann mit einem umgehängten Maschinengewehr, dahinter ein riesiger Gebäudekomplex in völliger Dunkelheit, es könnte auch ein Gefängnis oder eine militärische Einrichtung sein. Mir ist etwas mulmig. Ich steige aus, Sergey zeigt in Richtung des höchsten Gebäudes, wendet und braust mit seinem Wagen davon.

Zehn Minuten später finde ich in einem der oberen Stockwerke auf einem langen mit Linoleum ausgelegten Korridor mein Zimmer, eine karge Mönchszelle: Schmales Bett, kleiner Holztisch, kein Schrank, eine trübe Fensterscheibe, durch die das Licht vom beleuchteten Boulevard fällt. Es stinkt nach abgestandenem Rauch, ich reisse das Fenster auf, nehme einen tiefen Atemzug. Ich bin in Russland.

Am nächsten Morgen suche ich vergeblich den Frühstücksraum. Niemand versteht auch nur ein Wort Deutsch oder Englisch. Ich gebe auf, trete vor das Hotel. Wo sind die anderen KongressteilnehmerInnen? Ich beschliesse, zu Fuss die Umgebung zu erkunden. Nach einer Viertelstunde Fussmarsch der sechsspürigen Strasse entlang sehe ich das erste vertraute Zeichen. M für McDonalds. Ein angenehmes Gefühl von Vertrautheit. Ich bin nicht der Einzige. Zwei Dutzend andere westeuropäische TeilnehmerInnen des Kongresses haben sich in dieser Oase eingefunden, schlürfen Kaffee und essen Donuts. Man tauscht aus. Ich erfahre, wie ich die Kongresshalle finde. Alles kommt mir gross, fremd und kalt vor (trotz Sommertemperaturen). Die Russen erscheinen mir desinteressiert und unergründlich, mit Ausnahme jener, die sich offiziell um mich bemühen müssen (Übersetzer, Kongresssekretärinnen). Ich halte meinen Vortrag und nehme an ein paar Veranstaltungen teil.

Ich erkunde das Kremlviertel mit meiner mir zugeteilten Reiseführerin Nataliya. Sie spricht fließend Englisch, ist alleinerziehende Mutter eines elfjährigen Sohnes. "The Russian men are worth nothing", sagt sie, und ergänzt: "Russian women are the best women". Ich lerne einiges über die russische Geschichte, auch über den Bau der prachtvollen Metro, bei der pro Kilometer ein Zwangsarbeiter ums Leben gekommen sein soll. Über die schwierige Situation in den neunziger Jahren. Chaos, Gangsters, sagt sie. Dann fragt sie mich, ob ich verheiratet sei. Als ich bejahe, fragt sie, happy? Sie trägt es mit Würde, dass ich nicke, erkundigt sich höflich nach meinen Kindern. Sie sagt, die russischen Frauen seien selbstbewusst, sie könnten einem Mann aber auch dienen. Ich bin frappiert, wie ohne Umschweife geworben wird. Ohne viel Federlesens die Botschaft: Falls Du mal nicht mehr glücklich bist, denk an mich.

An der Konferenz rede ich mit einigen russischen KollegInnen, die sich sehr für die westliche Psychoanalyse interessieren. Ich treffe Mikhail Reshetnikov, den

Direktor des kürzlich gegründeten East European Institute of Psychoanalysis. Er findet, es müsste eine psychoanalytische Organisation in Russland geben. Es gebe noch gar nichts, ausser seinem Institut in St. Petersburg.

Lvov, Juli 2003

Die EAP-Konferenz ist dieses Mal in Lemberg (Lvov) in der Ukraine. Hier können viele Leute Deutsch. Seit ein paar Jahren diskutieren KollegInnen aus ganz Europa die Situation der psychoanalytischen Organisationen. Es gibt neben der von Freud 1908 gegründeten Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung (IPA) und der European Federation for Psychoanalytical Psychotherapy (EFPP) keine anderen psychoanalytischen Fachgesellschaften von Bedeutung in Europa. Der Nachteil dieser etablierten Körperschaften ist, dass sie KollegInnen aus Osteuropa, die nicht das klassische psychoanalytische Weiterbildungscurriculum durchlaufen haben, nicht offen stehen. Die Idee taucht auf, eine neue offenere Gruppe zu gründen, denen alle psychoanalytisch Arbeitenden angehören können und die auch mit den Dachgesellschaften anderer psychotherapeutischer Orientierungen kommuniziert. Horst Kächele, Psychotherapieforscher und Psychoanalytiker (heute emeritiert und Professor an der privaten International Psychoanalytical University in Berlin), hat die zündende Idee, dass es sinnvoll und förderlich sein könnte, alle Praktiker auf Grund eines minimalen Konsenses, dass sie auf der Basis von Übertragung und Widerstand arbeiten, zu vereinen. Sein Referat löst viel aus und nach einigen mit intensiven Gesprächen gefüllten Abenden gründet in einem kleinen Konferenzraum eine Gruppe von ungefähr dreissig psychoanalytisch orientierten TherapeutInnen aus ganz Ost- und Westeuropa die European Confederation for Psychoanalytical Psychotherapies (ECP). Ich weiss nicht recht, wie mir geschieht, aber am Schluss dieses Meetings werde ich mit neun gegen acht Stimmen (der andere Kandidat ist Eugenius Laurinaitis, ein Psychiatrieprofessor aus Vilnius, Litauen) zum Präsidenten gewählt. Wir haben kein Budget, keine Statuten, nur eine Absichtserklärung und das Datum für unsere zweite Konferenz und Vollversammlung: Oktober 2004 in Ljubljana, Slowenien. Insgesamt bin ich fünf Jahre Präsident dieser offenen Gruppierung, die in Osteuropa rasch wächst, in Westeuropa aber kaum Fuss fasst (mit Ausnahme einer Gruppe in Paris).

Es ist der Start einer psychoanalytischen Entdeckungsreise in Russland.

St. Petersburg, 2006

In den nächsten beiden Jahren gebe ich erste Seminare am East European Institute of Psychoanalysis. Ein grosses Haus am Balschoi Prospekt, viele neu-

gierige Studierende. Die Begeisterung für die Psychoanalyse ist überwältigend. Im Gegensatz zu Zuständen an westeuropäischen Ausbildungsinstituten, wo eher wenige Studierende aus Angst, etwas Falsches zu sagen und dafür von den LehrmeisterInnen nicht anerkannt zu werden, sich mit ihren eigenen Gedanken kaum exponieren, wird hier hemmungslos gefragt und debattiert. 2006 findet die ECPP-Konferenz in St. Petersburg statt. Ich habe meinen hiesigen Freunden Sabine Richebächer, die Sabina-Spielrein-Biografin, ans Herz gelegt. Auch sie hält einen Vortrag und begeistert die russischen KollegInnen. Es entsteht bald eine direkte und intensive Beziehung zur St. Petersburger Gruppe, man will regelmässige Seminare und Supervision. Die Studierenden bringen uns einen grossen Respekt entgegen, gleichzeitig fordern sie mit einer Menge Fragen heraus. Man fängt nie pünktlich an, diskutiert oft weit über die Zeit hinaus, oder wie es ein Student auf den Punkt bringt: "You have to know, we want to eat you up!"

Die Fallvorstellungen sind sehr präzise, die KollegInnen schildern genau den Ablauf des Erstinterviews, ihre eigenen Gefühle, ihre eigenen Interventionen, und formulieren am Ende der Fallvorstellung klare Fragen. Sie sind direkt, gehen konfrontativ aufeinander ein, für mein Gefühl oft unhöflich und aggressiv, sie kritisieren einander offen, bisweilen rüde. Sie sind viel spontaner als die westeuropäischen Analytiker, in ihren Äusserungen emotionaler und weniger dogmatisch.

Ich erfahre in diesen ersten Supervisionen und Seminaren auch viel über die Arbeitsbedingungen der Psychoanalytiker in Russland. Die meisten Patienten oder Klienten konnten sich damals – das hat sich inzwischen mit zunehmendem Wohlstand der Mittelklasse etwas gebessert – auch bei einem relativ tiefen Honorar nur eine oder zwei Sitzungen pro Woche leisten. Es gibt keine Versicherung, die sich an den Kosten der Psychotherapie beteiligt. Es gibt auch kein Psychotherapiegesetz. Nachdem Präsident Boris Jelzin mit seinem Dekret von 1996 die Psychoanalyse wieder zugelassen hat (sie wurde 1936 vom Zentralkomitee der Kommunistischen Partei der Sowjetunion verboten), schossen die Praxen aus dem Boden. Jede und jeder darf sich Psychotherapeut oder Psychoanalytiker nennen, was zur Folge hat, dass unzählige esoterische Quacksalber ihre Dienste unter dem Deckmantel der Psychotherapie anbieten. Die Psychoanalyse in Russland ist bis heute durch das doppelte Trauma Russlands geprägt: Durch die zwei Generationen Stalinismus und den chaotischen Zusammenbruch der Sowjetunion. Der hoffnungsvolle Start in eine genuin russische psychoanalytische Kultur wurde in den Dreissigerjahren zerstört, und der Neubeginn in den Neunzigerjahren geschah unter den Bedingungen eines gesellschaftlichen Zerfalls und rücksichtslosen Kapitalismus.

Die Geschichte der russischen Psychoanalyse

Einige Exponenten der internationalen psychoanalytischen Bewegung stammen aus Russland. Lou Andreas-Salomé (1861–1937) wuchs in St. Petersburg auf und war eine enge Vertraute Freuds, Max Eitingon (1881–1943) wurde von Freud kurz analysiert, liess sich in Berlin nieder und gründete dort 1920 die psychoanalytische Poliklinik, die erste Institution dieser Art weltweit. Er finanzierte mit seinem Familienvermögen in grossem Umfang sowohl diese als auch den Internationalen Psychoanalytischen Verlag. Sabina Spielrein (1885–1942) inspirierte Freud mit ihrer Schrift «Die Destruktion als Ursache des Werdens» (1912) zur Idee des Todestriebes. Sie war acht Monate lang die Psychoanalytikerin von Jean Piaget, wirkte ab 1923 in Moskau und danach bis zu ihrer Ermordung durch die Nazis in Rostow am Don. Moshe Wulff (1878–1971) war einer der Gründer der Russischen Psychoanalytischen Vereinigung. Er emigrierte 1933 nach Palästina und wurde nach Eitingons Tod Präsident der Israelischen Psychoanalytischen Gesellschaft.

Die russische Psychoanalyse florierte in den Zwanziger- bis Mitte der Dreissigerjahre des letzten Jahrhunderts, auch weil Leo Trotzki seine schützende Hand über sie hielt. Nach seiner Entmachtung und dem Aufstieg Stalins wurde die Psychoanalyse in Russland zunächst theoretisch geächtet – sie durfte nur noch erwähnt werden, wenn sie im gleichen Atemzug verurteilt wurde –, dann auch per Beschluss des Zentralkomitees der KPdSU verboten. Präsident Jelzin rehabilitierte sie 1996 in einem Dekret und lancierte ein Wiederaufbauprogramm. Das Osteuropäische Institut für Psychoanalyse in St. Petersburg (Direktor: Michail Reshetnikov) war die erste post-sowjetische und ist noch heute für viele Psychoanalytiker aus ganz Russland die wichtigste Ausbildungsstätte.

Das Ideal der drei- oder vierstündigen Analyse im Liegen wird leidenschaftlich verfochten und bei «reichen Kunden» auch ohne Umschweife vertreten, aber der «normale Klient» hat keine Ahnung von der Psyche und noch weniger von Psychoanalyse, er hat meist wenig Geld und klagt vor allem über seine Probleme und Symptome. Die Patienten, vor allem die männlichen Machos, überhaupt zu einem Minimum an Introspektion zu erziehen, ist oft das grösste Problem am Anfang der Therapien. Eine Kollegin sagte: «Die Ansicht, dass das Leben oft einfach nur Scheisse ist, gehört zur russischen Mentalität. Man muss es sich erträglich machen, mit Freunden, Wodka, Geselligkeit. Dass das Leben grundsätzlich besser sein kann, wenn man in sich hineinforscht, nachdenkt und auch noch alles ausspricht, kommt uns Russen absurd, ja manchmal typisch amerikanisch und damit unsympathisch vor.»

Dabei scheint es mir, dass russische Psychoanalytiker weniger Mühe haben, unklare Gefühle zuzulassen und wahrzunehmen, zu ihnen zu stehen und sie auch auszudrücken, d. h. sie unterdrücken heftige, irritierende, verstörende Gefühle weniger, vielmehr äussern sie diese aggressiv. Die Gefühle liegen so offen auf dem Tisch, werden heftig abregiert, manchmal fehlt jedoch die Disziplin und Sorgfalt, diese auch genau zu beobachten und zu untersuchen, sie psychoanalytisch zu verstehen. So lieben die russischen KollegInnen die wilde Spekulation, die theoretischen Schnellschüsse und Kurzschlüsse. Ich komme mir dann wie ein strenger Fussballcoach vor, der begabten und temperamentvollen Spielern Disziplin, Genauigkeit, strategisches und taktisches Denken beibringen soll.

Moskau, 2010–2013

Die Kollegen in Moskau haben mich für intensive viertägige Seminare im Halbjahresrhythmus angefragt. Megapolis: Alles ist hier schneller, grösser, lebendiger, gestresster. Verschiedene psychoanalytische Institute bieten Ausbildungen an, und es ist oft unklar, was sich hinter der Verpackung verbirgt. Ich wurde an ein Institut eingeladen, das in einem modernen Bürogebäude ein ganzes Stockwerk belegte, neben einem Weiterbildungsinstitut für Juristen und Betriebswirtschafter. Es sind ernsthafte KollegInnen, viele um die Mitte Dreissig, Psychologen, Ärzte, Personalverantwortliche in grossen Unternehmen.

Ich erinnere mich an eine Fallvorstellung in der Gruppensupervision. Eine junge Kollegin war sehr verschlossen, erzählte anscheinend emotionslos von ihrem Patienten, einem erfolgreichen Geschäftsmann, der an verschiedenen Symptomen litt, somatisierte, multiple Frauenbeziehungen unterhielt, sich mit Alkohol bis zur Besinnungslosigkeit betäubte. Die Gruppe attackierte die Gefühllosigkeit der Therapeutin aufs Schärfste. Ich war unentschlossen, sollte ich die Therapeutin schützen, sollte ich den Dingen ihren Lauf lassen? Mein Angstniveau stieg, ich hielt es nicht mehr aus, intervenierte. Die Gruppe war perplex, sie empfand meine Konfrontation als störend, wehrte sich, in Russland sei es ein Zeichen der Wertschätzung, nicht unnötig höflich zu sein, nicht zu heucheln, dafür einander direkt die Meinung ins Gesicht zu sagen. Das bedeute, man nehme den Anderen ernst, man möge ihn, man behandle ihn nicht wie einen Vertreter der Obrigkeit, vor dem man sich in Acht nehme. Man sehe in ihm einen Freund. Ich war verunsichert. Einerseits leuchtete mir der Einwand ein und ich war gerne bereit, die kulturelle Verschiedenheit anzuerkennen, andererseits fand ich, dass sich da etwas in der Gruppe und in meiner Gegenübertragung abspielte, das von Bedeutung war. Ich gab der Gruppe zu bedenken, dass ich sehr froh sei um ihre Aufklärung,

auf der anderen Seite könne ich nicht über meine Angst hinweg gehen, ich sei der Überzeugung, dass meine Angst etwas bedeute. Da brach es aus der Therapeutin heraus: Sie habe etwas völlig zur Seite geschoben. Ihr Patient habe früher zu den Gesetzlosen gehört und erst vor zehn Jahren auf die Seite der Legalität gewechselt. Möglicherweise lebe er aber immer noch in grosser Angst vor der Rache seiner ehemaligen Komplizen. Auf jeden Fall spüre sie jetzt, dass sie selbst vor ihrem Patienten Angst habe, Angst, von ihm in kriminelle Geheimnisse, in dunkle Machenschaften verwickelt zu werden.

Die Gruppe entspannte sich und wir besprachen die Situation auch auf theoretischer Ebene. Der erfolgreiche Patient fürchtete die Wiederkehr des Rächers, der im psychischen Universum nach der ödipalen Kastration gebildeten imaginären Figur (Le Soldat, 2015, S. 149 ff.). Er sprach nicht darüber, seine Therapeutin übernahm die Angst unbewusst und bildete eine Abwehr gegen die bewusste Wahrnehmung aus, so dass sie den Patienten nicht zu konfrontieren wagte. Die Gruppe und ich, wir drückten die verdrängten Anteile, die Aggression und die Angst, aus. Ich war beeindruckt von der Heftigkeit der Inszenierung, die ich in dieser Form aus meiner westeuropäischen Erfahrung nicht kannte. Die emotionale Intensität, die Stärke der ausgedrückten Affekte waren für mich neu.

Im Verlauf der weiteren Untersuchung meiner Gefühle kam ich zum Schluss, dass ich eine starke Eigenübertragung auf meine russischen KollegInnen und auf Russland als Ganzes ausgebildet hatte. Ich hatte mir Russland unbewusst als gewalttätige überwältigende Figur fantasiert, der gegenüber ich einerseits passive Wünsche nach einer grossen ultimativen Befriedigung hegte, andererseits Todesangst empfand, die Figur des «Apoll» in der Theorie des Ödipuskomplexes von Le Soldat. Am Ende des Ödipuskomplexes, so ihre Auffassung (2015, S. 174 ff.), kristallisiert sich in uns ein Wunsch heraus, passiv Aggressionen zu erleiden, ein Wunsch nach einer passiven, analen, maximal orgasmisch erlebten Vergewaltigung. Da dieser Wunsch aufgrund der Schmerzgrenzen des Körpers nie realisiert werden kann, bleibt er als Faszinosum in unserer Psyche lebenslänglich virulent, und wir schaffen uns ein imaginäres Befriedigungsobjekt, eben die Figur des Apoll, eines fantasierten unerbittlichen Überwältigers, dem wir uns immer wieder fasziniert annähern, aber auch immer wieder vor ihm zurückschrecken und flüchten. Als ich realisierte, dass ich in meinem Russland-Dilemma die eigene post-ödipale Situation inszeniert und die Apoll-Figur auf Russland, auf meine Ausbildungsgruppe und auf die für mich besonders unheimlich wirkenden Männer projiziert hatte, verlor ich meine übertriebene Angst, aber auch meine unkritische Idealisierung der russischen KollegInnen. Die Analyse meines Ethnozentrismus half mir, innere Barrieren im

Umgang mit meinen russischen KollegInnen abzubauen. Nach meinem Gefühl haben die Russen eine sehr liebes- und anerkennungsbedürftige Seite, sie leiden aber auch unter einem Komplex, von den Westeuropäern nicht anerkannt zu werden. Wenn die Westeuropäer (aus der Abwehr ihrer eigenen Kastrations- und Todesangst heraus) ablehnend und arrogant auftreten, erleben dies die RussInnen als schwere Kränkung ihres Liebeswunsches, werden empört und rachsüchtig. Sie entwickeln starke Ressentiments, verhalten sich unfreundlich und verächtlich, was wir Westeuropäer wiederum als Bestätigung unserer paranoiden Ängste interpretieren. Dieser Teufelskreis spielte sich im kalten Krieg ab und er erlebt derzeit ein Revival im Ukraine-Konflikt. Die westlichen Politiker und Medien handeln, aus unbewussten Fantasien heraus, respektlos gegenüber Russland und seinem gewählten Präsidenten Wladimir Putin. Die Russen empfinden dies als tiefe Kränkung, rächen sich durch Rückzug und Verachtung, was auf westlicher Seite zur Bestätigung der Ängste verwendet wird.

Ekaterinburg, 2011

Meine schwierigste Gruppensituation erlebte ich an meinem ersten Seminar in Ekaterinburg. Ekaterinburg liegt an der Grenze zwischen Europa und Asien, im Ural, zwei Flugstunden von Moskau. Ich hatte einen Übersetzer, der auf merkwürdige Weise mit mir rivalisierte. Er übersetzte schlecht und kommentierte meine Aussagen, wie ich bald merkte. Ich musste einschreiten. Dadurch geriet ich aus dem Tritt. Die Zuhörer blieben völlig stumm und passiv, keine Fragen, keine Voten, auch nicht auf meine Aufforderungen hin. Ich hatte das Gefühl, in ein Vakuum emotional abwesender Menschen hineinzusprechen. Es kam nichts zurück, ein zu meinen bisherigen intensiven Erfahrungen mit den russischen KollegInnen kontrastierendes Erlebnis. Bereits nach zweieinhalb Stunden fühlte ich mich völlig erschöpft, und das Seminar sollte drei Tage dauern! Ich fragte nach, kein Echo. Ich suchte während des Sprechens in den Gesichtern nach Resonanz, aber ich spürte nichts. Jetzt gab es nur noch eines: Ich musste frontal vorgehen. Ich sagte, ich könne so nicht mehr weitermachen, in meiner Kultur sei es üblich, dass das Publikum auf Fragen des Referenten reagiere, eigene Gedanken äussere, alles andere sei unhöflich. Ich sei wütend und frustriert, ob das hier der normale Umgang untereinander sei? Jetzt begannen einige jüngere TeilnehmerInnen zu tuscheln und zu kichern, andere lächelten und nickten mir zu. Ich fühlte mich wiederbelebt und ermutigt, sprach freier.

In der nächsten Seminarpause sprach mich der Präsident der lokalen Gruppe an und sagte lakonisch: Wir machen das hier immer so bei ausländischen

ReferentInnen. Wir sagen nichts, wir warten ab, wir stressen den Referenten, damit er sich zeigt, emotional wird, aus sich heraus geht, damit wir ihn spüren. Das hast Du gemacht, jetzt bist Du akzeptiert. Wir sind Freunde. Und er lachte. Im weiteren Verlauf des Seminars erfuhr ich viel über den Menschenschlag im Ural. Zu weit weg von Moskau, um wichtig zu sein, zu nahe an Moskau, um sich der Fuchtel des Zaren wirklich zu entziehen. Untertanenmenschen. Peter der Grosse hatte preussische Söldner als Polizei in dieses Gebiet entsandt, um die Ordnung und Disziplin durchzusetzen. Diese Mischung aus Unterwürfigkeit und verschlossenem Eigensinn hat sich bis heute als lokaler Charakterzug bewahrt. Ganz anders als die Moskauer mit ihrer herrschaftlichen Arroganz und anders als die Sibirer mit ihrer stolzen Unverwüstlichkeit und ihrem intellektuellen Freigeist. Ein Land, ein Zar, eine Sprache, aber viele regionale und lokale Befindlichkeiten und Charakterzüge.

Seit diesem Durchbruch sind die Ekaterinburger eine treue Ausbildungsgruppe. Eine jüngere Kollegin sprach mich am nächsten Seminar an, sie wolle bei mir Analyse machen. Nach mehreren Vorgesprächen vor Ort nahm ich sie in Analyse via Skype. Skype-Analysen werden in der globalisierten Welt zunehmen, man sucht sich lieber einen passenden Analytiker in einer fernen Stadt, als einen unpassenden in der näheren Umgebung. Da man die Skype-Kommunikation nicht so erlebt, als würde man einander direkt anschauen (man schaut auf den Bildschirm und nicht in die Kamera, die über dem Bildschirm ist), entsteht eine Art verfremdeter Face-to-Face-Kontakt, der dem liegenden Setting für meine Begriffe nicht unähnlich ist. Es ist nicht schwer, genau hinzuhören, es entsteht eine spezielle Art archaischer Symbiose. Die Tatsache, dass der Analytiker während der Sitzungen mehrere Tausend Kilometer entfernt ist, hat eine fantasmatische Bedeutung, die sich im Verlauf der Analyse herauskristallisiert.

Minsk, 2011–2015 und darüber hinaus

Was wir im Westen nicht verstehen und was zu grossen Problemen im Umgang mit der russischen Kultur und Gesellschaft führt, ist, dass Russland kulturell mehr ist als die Russische Föderation in ihren heutigen Grenzen. Die ehemaligen Sowjetrepubliken, die heute souveräne Staaten sind (Belarus, Ukraine, Kasachstan, Aserbeidschan u. a.), sind zu einem gewissen Anteil auch heute noch russisch, es leben dort Menschen, die sich als Russen fühlen und verstehen, auch wenn sie keinen russischen Pass besitzen. Ein Beispiel dafür ist die Republik Belarus (Weissrussland). Ich wurde von einem Kollegen, der mein Seminar in Moskau besuchte, 2011 nach Minsk eingeladen und seither bin ich jedes Jahr für ein dreitägiges Seminar hingereist.

Weissrussland hat eine eigene Kultur, eine eigene Sprache, ist eigentlich kulturell nach Europa ausgerichtet, wurde aber seit Ende des 19. Jahrhunderts und besonders in der Sowjetzeit massiv russifiziert. Der heutige autoritär herrschende «letzte Diktator» Europas Aleksandar Lukaschenka kam 1993 in einer Volkswahl an die Macht, das Land ist heute politisch isoliert, landschaftlich von Wäldern, Sümpfen, weiten Ebenen, kleinen Dörfern, wenigen Provinzstädten und von der sowjetisch geprägten Vorzeige-Millionenstadt Minsk geprägt. Die Nazis wüteten in Weissrussland besonders bestialisch, weil die Bevölkerung zu einem sehr grossen Teil jüdisch war. Minsk wurde nahezu vollständig zerstört und nach dem Krieg aufwendig aufgebaut und in den alten Stadtteilen nach Originalplänen restauriert. Man sagt von den Weissrussen, dass sie tolerant und offen sind. Stalin lobte sie als die zuverlässigsten Arbeiter des Sowjet-Imperiums und siedelte einen grossen Teil der Schwerindustrie und der Raffinerien für Gas und Öl dort an.

Die kulturellen Unterschiede zwischen den verschiedenen Regionen der ehemaligen Sowjetunion werden für den von aussen kommenden Besucher zunächst durch die allgegenwärtige russische Sprache und Kultur überdeckt, Nuancen entdeckt man erst mit der Zeit. Erst nach mehreren Besuchen und vielen Gesprächen war ich in der Lage, auch zwischen den verschiedenen psychoanalytischen Gruppen Unterschiede zu entdecken. Die Situation der weissrussischen KollegInnen erlebte ich besonders durch die ökonomische Knappheit und die politische Unterdrückungssituation geprägt. Es gibt keine berufsrechtliche Regelung der Psychotherapie, aber jede freie berufliche Tätigkeit braucht eine Bewilligung. Diese Situation wird im Einzelfall oft höchst kreativ umgangen, die KollegInnen gehen offizielle Anstellungsverhältnisse ein, arbeiten an diesen Arbeitsplätzen aber nicht (ein Einwanderer aus Russland arbeitet an seiner statt, der Arbeitgeber ist zufrieden wegen der immigrierten Fachkraft, diese dankbar für ihren Lohn, und der psychoanalytische Kollege schätzt den offiziellen Deckmantel). Praxen dürfen nicht ausgekündet und durch Schilder am Haus bekannt gemacht werden, trotzdem lebt und entwickelt sich die psychoanalytische Kultur. In ähnlicher Weise hat die Psychoanalyse in wenigen verstreuten lokalen Gruppen während der Sowjetzeit überlebt. In den Seminaren in Minsk erlebe ich eine grosse Offenheit, ein brennendes Interesse für die europäische Psychoanalyse, die sich teilweise in einer Idealisierung und Unterwerfungsbereitschaft gegenüber den psychoanalytischen Institutionen äussert. Ein Teil der KollegInnen versucht, sich den Vorgaben der IPA sklavisch anzupassen, ein anderer Teil schert sich nicht um diese institutionellen Zwänge, setzt sich lieber inhaltlich mit der Psychoanalyse auseinander. Dies führt zu starken Spannungen innerhalb der Gruppe, die viel Energie absorbieren. Als

Ausbildner habe ich oft das Gefühl, die Spannungen in der Gruppe auffangen und tragen zu müssen.

Novosibirsk, 2012–2014

Novosibirsk ist das Tor zu Sibirien, ist Asien. Moskau und erst recht Europa sind weit weg. Die hiesigen KollegInnen fragen mich immer wieder, wie man das denn «in Europa» sehe. Novosibirsk ist eine Intellektuellenstadt, die Leute sind freier und kühner im Denken. Ich habe in meinem Seminar die Ödipus-Theorie von Le Soldat vorgestellt und ich habe selten so interessierte und aufgeschlossene TeilnehmerInnen erlebt. Sie wollten mir jedes Detail buchstäblich aus den Händen reißen. Es zeigte sich eine spürbare Lust nachzudenken und sich genaue theoretische Überlegungen zu machen. Meine Übersetzerin Jelena beherrscht Englisch und Französisch fließend, sie ist Universitätsdozentin für Semiotik, geschieden und alleinerziehende Mutter. Eine in russischen Städten sehr verbreitete Konstellation. Kluge auf sich selbst gestellte und ihr Leben gut meisternde Frauen, die deutlich zu erkennen geben, dass sie die russischen Männer für eheuntauglich halten und einer Liaison mit einem westeuropäischen Mann nicht abgeneigt wären. Die russischen Männer haben eine tiefe Lebenserwartung, Alkoholismus (nach unseren westlichen Massstäben) ist sehr verbreitet.

Auch meine Analysandin Natascha ist völlig desillusioniert von den Männern. Sie sagt, sie treffe nur zwei Typen, die sich auch manchmal in einem vereinen. Der eine sei passiv, suche eine Mutter, sei im Prinzip verantwortungslos, lasse die Frau arbeiten, kümmere sich um nichts. So ein Mann sei nur eine Last und unbefriedigend. Der andere Typ sei der aggressive Macho, vor dem die Frau Angst haben müsse, der sie kontrolliere, beschimpfe, sogar schlage, wenn sie einen eigenen Willen habe. Natascha sagt, dass dies selbstverständlich auch ihre eigenen neurotischen Männerbilder seien. Sie habe Angst vor einem starken Mann, vor der Triebhaftigkeit des Mannes, denn diese könne sich ja immer als brutale Gewalt entpuppen. Es kommt mir vor, dass die imaginäre Figur des Apoll, die in der Ödipus-Theorie von Le Soldat eine grosse Rolle spielt und das Befriedigungsobjekt für den passiv-aggressiven Wunsch, d. h. den Wunsch Aggressionen zu erleiden, repräsentiert, sich im Seelenleben der Russen immer wieder deutlich zeigt. Die Frauen suchen den Apoll, fürchten sich ebenso vor ihm, die Männer identifizieren sich mit ihm, beide Positionen sind auch lustvoll und dienen der Hoffnung, die unmögliche passive Befriedigung doch noch zu bekommen und gleichzeitig die lähmende Erfahrung der Angst und Schuld nach der Kastration und Ermordung der Elternfiguren abwehren zu können. Diese Apoll-Identifikation mag dazu führen,

dass sich die Russen für die Apoll-Übertragung der Westeuropäer anbieten. Letztere kann zuweilen geradezu groteske Ausmasse annehmen. Alexander Etkind verweist in seinem Werk «Eros des Unmöglichen – die Geschichte der Psychoanalyse in Russland» auf die «Skurrilität der westlichen Stereotype, d. h. der im Westen gängigen Vorstellungen von einem exotischen Russland, worin die unglaublichsten Exzesse – sexueller wie politischer Natur – in den Bereich des Möglichen gerückt sind» (1996, S. 210).

Der Apoll-Wunsch, d. h. die Suche nach der ultimativen Befriedigung, wie durch einen passiv erlittenen Hammerschlag, in einer Art passivem Extrem-Orgasmus, ist prinzipiell unerfüllbar. Russland eignet sich jedoch als Ort dieser Sehnsüchte und Ängste in solchem Masse, dass die Überzeugung von der prinzipiellen Erfüllbarkeit dieses Wunsches trotzdem bestehen bleibt. In Russland ist das eben doch möglich, denken wir unbewusst, es zieht uns, wenn wir im Banne dieses Wunsches sind, zu Russland hin, und gleichzeitig schrecken wir vor diesem Wunsch zurück und lehnen Russland (und den «apollonischen» Machtmenschen an seiner Spitze) heftig ab. Heimliche Russophilie und lärmende Russophobie sind zwei Seiten der gleichen Münze.

Die «russische Taktik»

Freud schrieb in seiner Arbeit «Über die Psychogenese eines Falles von weiblicher Homosexualität»:

«Der Eindruck von ihrer Analyse näherte sich dem einer hypnotischen Behandlung, in welcher sich der Widerstand gleichfalls bis zu einer bestimmten Grenze zurückgezogen hat, an der er sich dann als unbesiegbar erweist. Dieselbe – russische – Taktik, könnte man sie nennen, befolgt der Widerstand sehr oft in Fällen von Zwangsneurose, die darum eine Zeitlang die klarsten Ergebnisse liefern und einen tiefen Einblick in die Verursachung der Symptome gestatten. Man beginnt dann sich zu wundern, warum so grosse Fortschritte im analytischen Verständnis auch nicht die leiseste Änderung in den Zwängen und Hemmungen des Kranken mit sich bringen, bis man endlich bemerkt, dass alles, was man zustande gebracht hat, mit dem Vorbehalt des Zweifels behaftet war, hinter welchem Schutzwall sich die Neurose sicher fühlen durfte. «Es wäre ja alles recht schön», heisst es im Kranken, oft auch bewussterweise, «wenn ich dem Manne Glauben schenken müsste, aber davon ist ja keine Rede, und solange das nicht der Fall ist, brauche ich auch nichts zu ändern.» Nähert man sich dann der Motivierung dieses Zweifels, so bricht der «Kampf mit den Widerständen ernsthaft los.» (1920, S. 291 f.)

Die russische Taktik ist also eine raffiniert organisierte Defensive. Die Abwehr zeigt sich nicht frontal in Form einer starren, erbittert verteidigten Front an vorderster Linie. Vielmehr beherrschen die Russen die Taktik der ständig wechselnden, an verschiedenen Orten eröffneten, flexiblen, zurückgestaffelten Fronten. Nachdem das erste Eis relativ leicht gebrochen ist, wenn man den Russen durch Offenheit und intensiv gezeigte Gefühle der Zuneigung fürs erste erobert hat, hat man zwar die erste Schlacht gewonnen, aber noch lange nicht den Krieg. Die Russen wissen sich zu wehren, um ihr Selbstverständnis gegenüber dem westlichen Eroberer zu schützen. Sie werfen nicht alles in die Schlacht. Sie schützen ihren Kern, ihre Integrität, indem sie taktisch Terrain preisgeben, unter dem Trommelfeuer westlicher Übermacht preisgeben müssen. Doch sie spielen auf Zeit. Russland ist von Westeuropa aus mehrfach überfallen worden. Das Trauma der Nazi-Aggression (und der früheren Überfälle durch das kaiserliche Deutschland und Napoleon) und der Sieg über diese Aggressoren gehören zum Selbstverständnis der Russen. Es rechtfertigt ihr Verlangen nach einer Schutzzone vor den Grenzen Russlands (ähnlich argumentiert ja auch Israel, wenn es z. B. die Golan-Höhen nicht zurückgeben will). Diese irritierende flexible defensive Position zeigt sich im Grossen wie im Kleinen. Der Westen lügt sich in die Tasche, wenn er Russland expansive Eroberungsabsichten Richtung Westeuropa unterstellt. Die Ukraine und andere an die Russische Föderation angrenzende Länder sind aus russischer Perspektive legitime vorgeschobene Defensiv-Zonen und teilweise russisches Stammland. Die Russen wollen von den Westeuropäern respektiert und geliebt werden, dies können die Westeuropäer aufgrund der eigenen Apoll-Übertragung jedoch nicht wahrnehmen.

Der Russe ist und war historisch gesehen noch nie ein Demokrat. Er wird es vermutlich nie sein. In Gesprächen mit russischen KollegInnen höre ich immer wieder spöttischen Hohn über die heuchlerischen und selbstgefälligen Westeuropäer und Amerikaner: Im Westen Demokratie? Ist doch zum Lachen! Eine reine Fassade, mit der ihr Euch selber gefällt. In Wirklichkeit seid ihr lasch, ihr seid ja nicht einmal fähig, den unverschämten Islam zu bändigen, weil Ihr Euch darin gefällt, so tolerant und liberal zu sein. Dafür schreit Ihr dann auf, wenn zehn Franzosen ermordet werden und organisiert eine riesige Empörung. Wenn die gleichen Terroristen hunderte von Afrikanern ermorden in Nigeria, bleibt ihr stumm, es ist Euch schlicht egal, es ist Euch dort schliesslich niemand auf Eure zarten liberalen Füsschen getreten! Hört auf, uns Ratschläge zu erteilen, ihr westlichen Heuchler. Ihr verfolgt Eure aggressiven Interessen smart und mit liberaler Gutmenschen-Miene getarnt. Wir sind ehrlicher, das nehmt ihr uns übel! Wir sind Eure Verachtung für unsere Lebensart leid,

wir wären gerne von Euch akzeptiert, aber wenn Ihr nicht wollt, wollt ihr halt nicht! Wir brauchen Euch nicht und Eure Sanktionen lassen uns kalt, wir essen dann halt Kartoffeln und Borschtsch und bleiben uns treu! Niemand kriegt Russland klein, auch Ihr werdet das nicht schaffen! Präsident Putin artikuliert diese Gefühlslage gekonnt und beherrscht die Klaviatur dieser defensiv-aggressiven Position perfekt, deshalb hat er die Zustimmung von über 70 Prozent der RussInnen.

Natürlich verdeckt diese russische Macho-Haltung eine tiefe Verunsicherung und narzisstische Verletzung der russischen Seele. Doch der Westen fördert diese Verhärtung, indem er es am nötigen Respekt fehlen lässt. Die Russen fordern die Liebe ein, man könnte da von einem primären Defekt im Sinne Balints als Kernbestandteil der russischen Identität sprechen. Doch wie geht man als Analytiker mit dem "basic fault" um? Man zeigt dem Patienten dosierte narzisstische Gratifikation, man praktiziert "holding". Das ist am Anfang ganz schön anstrengend, aber man wird wie in einer Analyse mit einem narzisstisch verletzten Neurotiker nach einer gewissen Zeit belohnt und es kommt zu einem Neubeginn der Beziehung, in der der Analytiker sich objektaler und weniger verwöhnend verhalten kann.

Zukunftsvisionen

Meine Zukunftsvision für die Psychoanalyse wird auch durch meine Erfahrungen in Russland genährt. Psychoanalyse wird gelebt von den Menschen, die Psychoanalyse leidenschaftlich praktizieren, sorgfältig, genau, kühn, mit Liebe zur Sache. Und diese finden sich innerhalb und ausserhalb der etablierten psychoanalytischen Institutionen. Die Anerkennung durch die psychoanalytische Institution und psychoanalytische Fähigkeiten sind grundsätzlich zwei verschiedene Paar Schuhe. Im ersteren Fall geht es um Erfolg und Anerkennung, in letzterem um die Sache, um die Ernsthaftigkeit im beharrlichen Verfolgen des Ziels, wirklich gut psychoanalytisch zu arbeiten, um dem Unbewussten im zähen Ringen mit den Widerständen auf die Sprünge zu kommen.

Literaturhinweise

- Etkind, A. (1996). *Eros des Unmöglichen. Die Geschichte der Psychoanalyse in Russland*. Leipzig: Kiepenheuer.
- Freud, S. (1920). *Über die Psychogenese eines Falles von weiblicher Homosexualität*. GW Bd. XII. Frankfurt: Fischer.
- Klocke, R. (2002). *Mosche Wulff. Zur Geschichte der Psychoanalyse in Russland und Israel*. Tübingen: Edition Discord.

- Le Soldat, J. (1994). *Eine Theorie des menschlichen Unglücks. Trieb, Schuld und Phantasie*. Frankfurt: Fischer.
- Le Soldat, J. (2015). *Grund zur Homosexualität. Vorlesungen zu einer neuen psychoanalytischen Theorie der Homosexualität*. Aus dem Nachlass herausgegeben von der Judith Le Soldat-Stiftung. Kritisch ediert, kommentiert und eingeleitet von Monika Gsell, Stuttgart-Bad Cannstatt: fromann-holzboog (= Judith Le Soldat-Werkausgabe Bd.1).
- Richebächer, S. (2005). *Sabina Spielrein. «Eine fast grausame Liebe zur Wissenschaft»*. Biographie. Zürich: Dörlemann.
- Spielrein, S. (1912). *Die Destruktion als Ursache des Werdens*. Jahrbuch für psychoanalytische und psychopathologische Forschungen, IV. Bd, erste Hälfte S. 465–503. Leipzig und Wien.